



NAOMI WOLF
Wollen wir mehr Vagina? Seite 50



HOLLYWOOD
Kommt die Zukunft aus Korea? Seite 56



Als der Untergrund noch nicht nationalsozialistisch war: Horst Mahler (links), damals Linksterrorist, neben seinem Verteidiger Otto Schily am 1. März 1971 im Gerichtssaal in Berlin-Moabit. Im Hintergrund: Journalisten

Die Zeugen der Anklage

Morgen beginnt der NSU-Prozess, und nach dem endlosen Streit um die Platzvergabe könnte man glauben, die Medien spielten eine Hauptrolle. Ganz abwegig ist der Gedanke nicht. Ein Versuch über die Gerichtsreportage

E

Es ist die Premiere des Jahres, so scheint es. Und natürlich beneiden wir alle Kollegen, die Karten bekommen haben. Am Montag um 10 Uhr werden sie ihre Plätze auf der Presstribüne einnehmen, im Strafjustizzentrum des Oberlandesgerichts München, Saal A 101: Ebru TV und Top FM, „Allgäuer Zeitung“ und „Freies

VON ANDREAS ROSENFELDER

Wort“, ZDF und hallo-muenchen.de, die „Neue Zürcher Zeitung“ und der freie Journalist Hendrik Puls. Die Liste der nach langem Streit durch das Los bestimmten Medienvertreter ist ihrerseits schon in zahlreichen Medien veröffentlicht worden, und allein das weist sehr deutlich darauf hin, dass es beim NSU-Prozess inzwischen genauso um die Beobachter geht wie um die Richter und Kläger, die Zeugen und Angeklagten.

Wäre das von der Gerichtsbürokratie sperrig angekündigte „Strafverfahren gegen Beate Z. u.a. wegen Verdachts der Bildung einer terroristischen Vereinigung u.a.“ wirklich ein Theaterstück, dann würden nur die hartgekochtesten Kritiker der Welt anreisen. Ein fensterloser Betonsaal mit weißen Wänden, vierundachtzig Sitzungstermine, sechshundert Vorladungen, eintausend Aktenordner – und in der Hauptrolle eine unheimliche Gärtnerin aus Jena, die sich auf das Schweigen spezialisiert hat. Welcher Rezensent täte sich freiwillig die Folter an, über dieses Antidrama einen Text zu schreiben, vielleicht sogar einen für die Ewigkeit?

Seit es Gerichte gibt, mischen sich Schreiber unter Publikum, Medienvertreter, die das Verhandelte für die Abwesenden und die Nachwelt festhalten. Teile der Weltliteratur sind so entstanden, die Offenbarung des Johannes etwa, die exklusiv vom Jüngsten Gericht berichtet, ein logistisch auch nicht ganz unaufwendiger Prozess, den der Autor zwar nicht per Videoübertragung, dafür aber in einer Vision mitverfolgen durfte. Ohne Platons „Apologie“ wüssten wir wenig über das Athener Gerichtsverfahren gegen Sokrates, ohne Hannah Arendts Reportagen für den „New Yorker“ hätten wir ein anderes Bild vom Eichmann-Prozess in Jerusalem, und ohne Alice Schwarzers Boulevardzeitungsberichte hätte der Fall Kachelmann nicht dieselbe Aufmerksamkeit gefunden.

Man muss diesen sehr weiten Bogen spannen, um die seltsame Faszination

der Gerichtsreportage zu erkunden, die schon als Begriff einen Widerspruch in sich trägt, denn der Reporter ist ja per Definition einer, der hinauszieht in die Welt, um seine Themen in freier Wildbahn zu jagen und dann als blutige Beute auf den Redaktionstisch zu legen. Ein Gerichtsreporter hingegen geht nie nach draußen, und er beschäftigt sich auch nicht mit der Sache selbst. Stattdessen berichtet er über Berichte, wird Zeuge von Zeugenaussagen, protokolliert Protokolle. Er ist ein Reporter zweiter Ordnung, darin den Theaterkritikern verwandt, die ihr halbes Leben in abgedunkelten Sälen verdammen, dort aber die abenteuerlichsten Geschichten erleben.

„Im Bericht eines Prozesses“, so umreißt Hannah Arendt dieses Dilemma in „Eichmann in Jerusalem“, „kann nur das zur Sprache kommen, was im Prozess verhandelt wurde oder im Interesse der Gerechtigkeit hätte verhandelt werden müssen.“ Die Welt ist, was der Fall ist, und zwar im juristischen Sinn: Aktenlage und Faktenlage verschwimmen.

Ein Hauptanliegen von Hannah Arendts Artikeln bestand 1961 darin, den Eichmann-Prozess aller Symbolik zu entkleiden, ihn eben nicht als Schauspiel über jüdisches Leid und deutsche Schuld zu betrachten. „Aber die Richter mochten dem Rampenlicht noch so gewissenhaft ausweichen“, schreibt sie resigniert, „da saßen sie eben doch, hoch oben auf einer Bühne, und hatten das Publikum vor sich wie im Theater. Das Publikum sollte die ganze Welt repräsentieren, und in den ersten Wochen bestand es tatsächlich zum größten Teil aus Journalisten von Tageszeitungen, Zeitschriften und Illustrierten, die aus allen vier Himmelsrichtungen nach Jerusalem gekommen waren. Sie sollten ein Schauspiel sehen, ebenso sensationell wie die Nürnberger Prozesse.“

Die Passage, in der sich die gesammelten Pressevertreter irgendwie störend ins Bild drängeln, zeigt die schwierige Lage, in der Hannah Arendt sich sah: Einerseits gab sie dem öffentlichen Interesse eine Mitschuld an der Theatralisierung des Verfahrens, in dem es doch ihrer Ansicht nach nur um die nackten Tatsachen ging. Andererseits verteidigt sie sich in der Vorrede zu ihrem Buch selbst gegen den Vorwurf, sie habe in einem amerikanischen „Witzblatt“ über Eichmann berichtet: „Das angebliche Witzblatt, ‚The New Yorker‘, ist eine in Amerika sehr angesehene Zeitschrift.“

Warum musste sich Hannah Arendt dafür rechtfertigen, dass ihre Eichmann-Beobachtungen in einer Zeitschrift erschienen, die nicht nur für große Reportagen, sondern auch für lustige Cartoons berühmt war? Verwandelt sich der Gerichtssaal, wenn Medien anwesend sind, von alleine in eine Unterabteilung des Unterhaltungsgewerbes? Oder lässt sich die Ermittlung gar nicht sauber von jenem Spektakel der Äußerlichkeiten trennen, für das nur Journalisten, nicht aber Juristen ein Auge haben?

Es ist nicht auszuschließen, dass ausgerechnet die „Brigitte“ eine Journalistin ins Münchner Gericht schickt, die Beate Zschäpes Physis so kühl erfassen kann, wie Arendt die von Adolf Eichmann erfasst hat, dem „Mann in dem Glaskasten, der eigens zu seinem Schutz gebaut worden ist, ein mittelgroßer, schlanker Mittelfünfziger mit zurückweichendem Haaransatz, schlechtsitzendem Gebiss und kurzsichtigen Augen, der den ganzen Prozess hindurch seinen dünnen Hals zur Richterbank hinstreckt“. Das Naserümp-

Eignen sich Strafverfahren als Gegenstand für Stilübungen?

fen der Medienwelt über die Anwesenheit einer Frauenzeitschrift beim NSU-Prozess wirkt jedenfalls unangebracht. Von den „Stuttgarter Nachrichten“ oder dem „Focus“ ist schließlich auch nicht bekannt, dass sie einen Rainald Goetz auf die Presstribüne entsenden wollen, um aus dem Schweigen der Angeklagten eine Meistererzählung zu destillieren.

Das Gericht ist seit seinen Anfängen der Ort der Versachlichung, es hat die ganze Fülle menschlichen Handelns zum Gegenstand und gießt noch das schrecklichste Verbrechen in die Form des Prozesses, die gegen jeden Inhalt neutral ist. Die scheinbaren Randbeobachtungen der Gerichtsreporter lenken von dieser Tatsache keineswegs ab, sie machen vielmehr das Recht in seiner erhabenen, fast unmenschlichen Gleichgültigkeit erst erfahrbar. „Das Leben, das weitergeht, sickert in den Saal“, so schrieb der große „Spiegel“-Journalist Gerhard Mauz 1964 über den Frankfurter Auschwitz-Pro-

zess, in dem Unausprechliches verhandelt wurde. „Nebenan in der Günderode-schule klingelt es zur Pause, die Kinder kreischen und lachen. Gegenüber dem Gallus-Haus werden Volvos gewartet.“ Mauz war einer, der das „Kolorit“ als Stilmittel verachtete und dessen trotzdem so bildhafte Reportagen eigentlich immer nur von der Strafprozessordnung selbst handeln, der Grundlage aller Rechtsprechung.

Eignen sich Strafverfahren überhaupt als Gegenstand literarischer Übungen, als Stoff für Schreibwettbewerbe? Die Nürnberger Prozesse gegen die Hauptkriegsverbrecher waren 1945 nicht nur ein beispielloses Ereignis der Rechtsgeschichte, sie waren auch ein Magnet für die besten Autoren der Zeit. 250 Plätze waren im Schwurgerichtssaal 600 des Justizpalasts für die Welpresse reserviert, und nicht nur Ernest Hemingway, John Steinbeck und Louis Aragon nahmen dort für den einen oder anderen Prozesstag Platz.

Es gibt wohl kein zweites Ereignis des zwanzigsten Jahrhunderts, das aus so vielen Perspektiven geschildert worden wäre. John Dos Passos beschrieb „das lustige Klick-Klack der amerikanischen Sekretärinnen“ und die „hochgetürmten Pariser Turbanen“ der französischen Reporterinnen. William L. Shirer notierte, wie Feldmarschall Wilhelm Keitel während der Verhandlung „geräuschvoll“ Cracker verzehrt und Rudolf Heß „auf seinem harten Sitz lieber Romane liest“. Willy Brandt beobachtete: „Streicher kaut fleißig Kaugummi, und er ist nicht der einzige – wenn sich nur nicht herausstellt, dass ein jüdischer Fabrikant diese nützliche Ware hergestellt hat!“ Alfred Döblin bezeichnete den Prozess als „juristischen Wolkenkratzer, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat“. Und Erich Kästner beendete seine „Streiflichter aus Nürnberg“ mit der Autobahnheimfahrt nach München: „Der Wagen muss Schritt fahren. Ich blicke aus dem Fenster und kann nichts sehen. Nur zähen, milchigen Nebel.“

Auf der Liste der Medienvertreter beim NSU-Prozess finden sich keine vergleichbaren Namen, und die verhandelten Verbrechen stehen in keinem Verhältnis zu denen der Nazi-Führer. Trotzdem muss man hoffen, dass dort Texte entstehen, die bleiben. Jede Gerichtsreportage, egal auf welchem Hitradio sie läuft und in welchen Details sie sich verliert, dient der Wahrheitsfindung.

WOCHENPLÄNE



Gin trinken, Sinn finden

Existenz beleuchten. Eigentlich machen wir ja hier nichts anderes, tagein, tagaus. Aber um zu verstehen, warum wir es tun: Kierkegaard lesen, Wahrheiten erkennen, Sprünge wagen. Dialektik! Der dänische Philosoph und Religionstheoretiker hat heute zweihundertsten Geburtstag. Und wer es literarischer, getragener, verwunschener braucht: Vor hundert Jahren erschien der erste Band von Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“. Neben: Dialektik!

Amerika verstehen. Und zwar mit F. Scott Fitzgerald. Übernächste Woche kommt Baz Luhrmanns Verfilmung des „Großen Gatsby“ mit Leonardo DiCaprio, Tobey Maguire und Carey Mulligan in die Kinos. In England und Amerika zeigen die Stilseiten schon seit Wochen, wie entsprechend Haare zu legen und Drinks zu mischen sind. Um die gelassene Eleganz der Szenen von Long Island zu verstehen, lesen wir noch mal im Original nach. Weniger amerikanisch, aber ähnlich zwanzigerjahrehaft mondän: Pimm's trinken oder Gin mit Gurke und Cricket spielen. Oder wenigsten so aussehen, als täte man das. Tipps dafür finden sich im gerade in England erschienenen Buch mit dem schönen Titel „The Promise of Endless Summer“, das die Lebensgeschichten verschrobener Cricketspieler erzählt, herausgegeben von Martin Smith.

Blues hören. Passt ja, auch wenn die Melancholiker immer wieder anderes behaupten, gerade zu kühlblauen Frühlingsabenden. Außerdem ist ab dieser Woche der Dokumentarfilm „B.B. King: The Life of Riley“ in den Kinos zu sehen. Prominente King-Bewunderer wie Bruce Willis und Barack Obama kommentieren das Leben des Großkünstlers aus Mississippi.

Netze untersuchen. Und zwar stoffliche, digitale und virtuelle. Eine Theorie der Vernetzung der Welt haben nämlich Eric Schmidt, Executive Chairman von Google, und Jared Cohen, Direktor des Thinktanks von Google, veröffentlicht, jetzt auf Deutsch bei Rowohlt erschienen. Eine Entsprechung in der Praxis liefert die aktuelle Frühjahrsmode mit feinen Wollvernetzungen, pythonschlangehaften Tuchkonstruktionen und Leder-ausstattungen.

Äpfel kaufen. Eine künstlerische Vitaminsuppe bietet Sotheby's am Dienstag in New York, wenn Paul Cézannes Gemälde „Les Pommes“ (1889/90) versteigert wird. Die immer leicht eckigen Apfelstilleben des südfranzösischen Malers brachten Picasso dereinst auf die Idee des Kubismus. Auch an der eigenen Wohnzimmerwand würde dieses Obst dem Auge wohl nie faul werden. Einziger Haken: der Kilopreis. Den Wert der „Pommes“ schätzt man auf 25 bis 35 Millionen Dollar.

Entführte ansehen. Am Donnerstag startet auf Arte die israelische Fernsehserie „Hatufim“, die der Erfolgsproduktion „Homeland“ als Vorlage diente – und noch besser als die ja ohnehin schon ziemlich gelungene amerikanische Version ist.

Fotografien betrachten. Der schwedische Kamerabauer Hasselblad hat gerade seine V-Serie eingestellt – die Kamera, mit der in Antonionis „Blow Up“ Veruschka und die Stille der Londoner Parks fotografiert werden. Der Engländer David Bailey hat die besten Hasselblad-Bilder von Mick Jagger, Jean Shrimpton und Penelope Tree gemacht.